

4

Kurzgeschichten

über dies und über das

Ralph Tremmel

Kurzgeschichten

(über dies und über das)

Von Ralph Tremmel

Bitte zu beachten:

Die Sammlung darf als Ganzes in der vorliegenden physikalischen Form für private Zwecke kopiert und weitergegeben werden. Sie darf aber weder ausschnittsweise noch als Ganzes für kommerzielle Zwecke kopiert und weitergegeben werden. Sie darf nicht ausgedruckt und auch nicht zum Download angeboten werden.

Der Roman hat ein Korrektorat durchlaufen, wurde aber vom Autor hinterher in Teilen verschlimmbessert. Da können sich wieder Fehler eingeschlichen haben. Für die ist allein der Autor schuldig. Ein Lektorat hat der Roman nicht durchlaufen. Der Inhalt ist darum wie aus der Feder des Autors geflossen.

Impressum:

Autor: Ralph Tremmel

69126 Heidelberg

Mombertplatz 84

ralph.tremmel@gmail.com

www.AutorOhneVerlag.de

Coverbild: Autor

Korrekturat: www.mona-dertinger.de

(Fehler im Text gehen ab jetzt aufs Konto des Autors!)

2022

- Die Frau im Spiegel
- Nachts
- Doomstime
- Die Beichte

Die Frau im Spiegel

Längst waren sie Anne aufgefallen, diese verhuschten Blicke von gegenüber. Die Frau, vielleicht doppelt so alt wie sie selbst, also Richtung fünfzig, gab sich viel Mühe, war aber ungeschickt darin, ihre Neugier zu zügeln. Anne tat, als bemerke sie nichts. Ihr Interesse galt der Landschaft, die vor dem Fenster vorbeiflog. Dabei kannte sie längst jedes Detail. Eben war es der kleine Spielplatz gewesen, dann würden gleich die drei Häuser kommen. Ein Doppelhaus und eine Werkstatt. Sie wusste sogar, dass es eine Spenglerei war, nur was eine Spenglerei so machte, wusste sie nicht. Seit vier Jahren fuhr sie beinahe täglich diese Strecke hin und zurück und darum wusste sie, dass auf die Spenglerei erst mal nur niedere Büsche und vereinzelt Bäume folgten, hinter denen sich Felder erstreckten. Nichts Eindrucksvolles, nur dass man an ihnen die Jahreszeiten ablesen konnte wie an einem Thermometer die Temperatur. Auf dieser Nebenstrecke waren die Waggon, selten mehr als drei, um diese späte Nachmittagszeit kaum besetzt und Anne hätte noch mindestens zwanzig Plätze zur Auswahl gehabt, wenn auch nicht alle links am Fenster. Die Frau von gegenüber saß zwei Sitzreihen weiter. Dann saß da noch ein Mann am Ende des Waggon. Er schlief weit vornübergebeugt. Er

würde vom Sitz fallen, jetzt oder in ein paar Sekunden. Darauf wartete sie schon die ganze Zeit. Er fiel aber nicht.

Ihr äußerer Blick galt also dem Fenster und dem, was draußen vorbeiflog. Ihr innerer Blick aber den rechten Augenwinkeln, wo sich die Gestalt der fremden Frau gerade noch abzeichnete. Was Anne irritierte, war das Gefühl, die Frau lächle, wenn auch äußerst verhalten, so als amüsiere sie sich, wolle es aber nicht zeigen. Das gelang ihr ebenso wenig wie die Neugier zu verbergen. Neugier worauf eigentlich? Anne war sich sicher, der Fremden noch nie begegnet zu sein. Die griff jetzt sie in die Tasche auf ihrem Schoß. Es dauerte eine Weile, bis die Hand das Gewünschte fand und es herauszog. Ein Gegenstand, der zu klein für Annes Augenwinkel war und sie zwang hinzuschauen. Ein Büchlein, schien es ihr, was die Frau in der Hand hielt, oder ein Taschenkalender. Den Blick wieder zum Fenster gerichtet und scheinbar an der Welt dort draußen interessiert, beobachtete sie vielmehr, versteckt und mit verhaltenem Erstaunen, wie die Fremde abwechselnd das Büchlein und Anne anschaute. Mehrmals. Und wieder war da dieses Lächeln! Dabei hatte sie die kleine Lektüre nicht einmal aufgeschlagen. Der Zug drosselte die Geschwindigkeit.

An diesem Bahnhof gab es immer nur einen kurzen Halt. Der Schaffner piff bereits das Signal für die Weiterfahrt, da sprang die Fremde auf und lief zum Ausgang. Dabei lächelte sie Anne zu. Es gibt viele Möglichkeiten, einen Fremden mit einem Lächeln zu bedenken: Verlegen kann das Lächeln

sein, entschuldigend, verschmitzt, auch einfach nur freundlich. Was Anne aus dem lächelnden Gesicht herauslas, war Erleichterung.

„Das gehört Ihnen“, flüsterte die Fremde und war auch schon an ihr vorbei. Auf dem Sitz neben Anne lag das Büchlein, das sie aus der Handtasche gezogen hatte.

„Es gehört mir nicht!“, rief sie der Eilenden nach. Sie klopfte ans Fenster und drückte das Buch gegen das Glas. Vom Bahnsteig winkte ihr die Fremde zu. Sie lachte dabei. Sie schien wie befreit. Da begriff Anne, dass es kein Buch war, das sie in der Hand hielt, sondern ein Taschenspiegel.

Seit vier Jahren arbeitete Anne bei einem Optiker in der Stadt. Sie hatte inzwischen die zweite Prüfung zur Gesellin abgeschlossen und wusste, dass sie irgendwann die Meisterprüfung ablegen würde. Mit Glas für einen gewissen Gebrauch kannte sie sich deshalb aus. Als sie in den Taschenspiegel schaute, hatte sie sofort den Eindruck, dass das Glas und seine spiegelnde Fläche dahinter von besonderer Qualität sein mussten. Ja wirklich! Eine so brillante, so reine, so unverfälschte Wiedergabe des Lichts und seiner Farben hatte sie noch nie gesehen! Als würde die Wirklichkeit vom Spiegel mit doppelter Kraft zurückgespiegelt. Auch die Einfassung hatte etwas Eigenes. Ein brauner Stoff, matt wie der Umschlag eines teuren Buches. Nichts Künstliches jedenfalls und mit seltsamen Zeichen verziert. Ihr Anblick ließ sie an die Schriften vergangener Kulturen denken. Die der Ägypter oder der

Maya. Die kamen ihr aber nur in den Sinn, weil man ihnen gelegentlich im Fernsehen begegnete. Mehr wusste sie nicht darüber. Warum nur hatte ihr die fremde Frau dieses hübsche Accessoire überlassen? Ein Zufall war es nicht. Mit Absicht hatte sie den Spiegel neben Annes Sitz zurückgelassen. Und wie erleichtert hatte sie ihr zum Abschied gewunken, als hätte sie sich erfolgreich einer schweren Bürde entledigt. Welcher?

Zwei Dinge geschahen in ihrem Kopf und trafen sie wie zwei Blitze aus heiterem Himmel zur gleichen Zeit: Ihr fiel auf, dass das Gesicht, das ihr im Spiegel entgegensah, nicht ihr gehörte. Und dann war da noch die Frage, die sie sich stellte: *Warum erst jetzt, dass es mir auffällt?* Denn dieses andere Gesicht im Spiegel sah ihr bereits die ganze Zeit entgegen. Da war sie sich sicher. Alles Übrige zeigte der Spiegel korrekt. Spontan blickte sie sich um, doch da war nur die Wand des Waggons im Rücken mit einer knalligen Werbung für die Bahncard. Sie drehte den Spiegel in verschiedene Richtungen. Das Gepäcknetz über ihr, die Neonröhre, eingelassen in die Deckenverkleidung, das Fenster, hinter dem die langweilige Landschaft vorbeiflog – spiegelbildlich. Auch die Werbung für die Bahncard bot der Spiegel ganz korrekt in gespiegelter Schrift zu lesen. Aber das Gesicht, dem sie sich Auge in Auge gegenüber sah, war nicht ihres. Sie kannte es nicht. Mit einem Aufschrei warf sie den Spiegel auf die Sitzbank gegenüber. Sie betastete ihren Kopf, betrachtete ihre Hände, zählte die Finger, musterte den Waggon, ob noch alles an seinem Platz war. Der

Schläfer am anderen Ende war, dem Gesetz der Schwerkraft zum Trotz, noch immer nicht vom Sitz gefallen. Ihr Schrei aber hatte ihn aufgeweckt. Er sah zu ihr herüber, sagte etwas. Sie blickte zum Fenster hinaus. Nach einer Weile hatte sie sich so weit gefasst, dass sie es wagte, noch einmal nach dem Spiegel zu greifen. Alles war wie zuvor. Der Spiegel spiegelte die Realität zu hundertzwanzig Prozent, schätzte sie als Optikergesellin, nur das Gesicht war nicht das ihre. Es war das Gesicht einer Frau von etwa Annes Alter, das Haar blond, ins Rötliche übergehend, die Augen wasserblau, blasse Sommersprossen, aber so zahlreich wie Löwenzahn auf einer Sommerwiese. Sie trug andere Ohrringe. Annes Haar war schwarz, ihre Haut makellos, die Lippen voller, die Zähne standen dichter und ihre Augen waren mausgrau. Ach, dann war da dieses Piercing, das der Frau im Spiegel in der Unterlippe steckte. Anne verachtete diesen Schmuck. Sie zog sich am rechten Ohr und ihr falsches Spiegelbild zog sich am linken. Die Fingernägel! Glänzend rot, mittellang und äußerst gepflegt. Anne hielt natürlich auch auf gepflegte Fingernägel, aber nicht mehr als es im Privaten üblich und einer Angestellten in einem Geschäft für Brillen angemessen war. Noch einmal prüfte Anne den Spiegel. Es konnte einfach nicht sein, was sie sah. Es durfte nicht! Sie wandte das Gesicht zu den Seiten, nach oben und nach unten. Sie runzelte die Stirn, öffnete den Mund, presste die Lippen aufeinander, lächelte und plusterte die Wangen. Alles spiegelte sich, wie es den Gesetzen eines Spiegels entsprach, nur dass sie nicht sie

war, diese Andere im Spiegel. Ein schmales Gesicht, das ihr entgegenblickte. Annes besaß da mehr Fülle. Wieder warf sie den Spiegel auf die Bank gegenüber. Sie packte ihre Sachen zusammen und stand auf, denn der Zug fuhr in ihre Station ein.

Sie hatte bereits die kleine Bahnhofshalle durchquert, da hörte sie den Ruf: „Hallo!“. Jemand zupfte sie am Mantel. Es war der Schläfer aus dem Waggon. Wohnte der auch in ihrem Dorf? Er war ihr jedenfalls unbekannt. „Hier! Das haben Sie im Zug gelassen.“ Er hielt ihr etwas hin und sie nahm in einem Reflex entgegen, was sie bei Verstand verweigert hätte. Unterwegs kam sie an diesem kleinen Spielplatz vorbei, der meist verwaist war. Eine Bank gab es dort. Sie setzte sich und legte den Spiegel daneben, nervös wie ein Taschendieb, der Gestohlenes, vom schlechten Gewissen getrieben, unauffällig zurückgeben will. Sie zögerte kurz. Womöglich machte genau diese Heimlichkeit die ganze Umgebung neugierig. Da war allerdings niemand. Nur auf der anderen Straßenseite gingen zwei Menschen vorbei. Sie waren in Eile.

In der Bäckerei, nicht weit entfernt, stellte sie sich an. Da zupfte sie etwas am Ärmel. Ein Bub. Bestimmt noch Grundschüler. Er hielt ihr den Spiegel hin. „Da! Der gehört Ihnen. Ganz komisch.“ Er rannte davon, als hätte er Angst.

Sie besaß den Spiegel jetzt zwei Wochen. Jeder Versuch, ihn loszuwerden, war gescheitert. Sie hatte den Plan gefasst, ihn mit einem Hammer zu zerschlagen, ihn aber nicht

ausgeführt. Etwas war, das nicht sein konnte. Welche Folgen mochte da der Schlag eines Hammers haben? Tatsächlich aber hatte sie sich an das andere Gesicht gewöhnt. Es war ihr sogar vertraut geworden. Anne hätte sie gerne gefragt, wer sie war, diese Andere. Sie tat es auch: „Wer bist du?“ Mehrmals. Aber die Andere hatte immer nur zurückgefragt: *Wer bist du?* Anne las ihr die Frage von den Lippen ab, aber die Stimme, die sie hörte, war ihre eigene. Irgendwann entsetzte sie dann der Gedanke, mit dem Hammer auf dieses Gesicht einzuschlagen. Undenkbar war er geworden! Sie trug den Spiegel immer mit sich, tief in der Tasche versteckt. Zu Hause – sie lebte allein – lag er beim Essen auf dem Tisch und sie unterhielt sich mit Maria. Das war der Name, den sie der Anderen gegeben hatte, nachdem diese auf die Frage: „Wie heißt du?“ von Anne immer nur dasselbe wissen wollte. Sie sprach viel mit Maria, erzählte ihr von sich. Immer häufiger auch Dinge, die sie sonst niemandem verriet. Im Bett lag der Spiegel neben ihr auf dem Kissen und aus dem Buch, das sie gerade las, las sie ihr vor. Dann geschah etwas.

Es war früher Morgen. Sie war auf dem Weg zur Arbeit in der Stadt. Um diese Zeit war der Zug gut besetzt. Wie die anderen las sie Nachrichten auf ihrem Handy. Gelegentlich sah sie zum Fenster hinaus. Maria war in ihrer Tasche. Anne fühlte sich nicht allein. Da fiel ihr Blick auf die junge Frau schräg gegenüber und sie erstarrte. Ihr Mund öffnete sich wie zu einem Schrei. Der jungen Frau war es aufgefallen und sie sah zu Anne herüber. Sie verzog die Augenbrauen zu der

unausgesprochenen Frage *Was ist?* und schüttelte den Kopf, gab zu verstehen, dass sie sich belästigt fühle, als Anne nicht vom stieren Blick lassen wollte.

„Was ist denn?“, fragte die Andere jetzt doch und gab sich keine Mühe mehr, ihren Ärger zu verbergen.

„Heißen Sie Maria?“

„Natürlich nicht!“ Abweisend war die Antwort gewesen und die junge Frau zeigte, dass für sie damit die Konversation beendet war. Auch sie wandte sich wieder ihrem Handy zu. Anne schüttelte den Kopf und sah zum Fenster hinaus, zu der Landschaft, die sie auch mit geschlossenen Augen hätte beschreiben können. Ihre Hand tastete in der Tasche nach dem Spiegel. Ihre Station kam. Im Hinausgehen ließ sie den Spiegel in den Schoß der jungen Frau fallen.

„Das gehört Ihnen“, flüsterte sie.

Nachts

Vor der Nacht ist ihm bange. Nicht nur vor dieser Nacht und auch nicht vor einer bestimmten Nacht, die noch kommt. Vor jeder Nacht ist ihm bange. Das ist nicht immer so gewesen und da ist auch nichts, vor dem er sich fürchtet, wie ein Kind sich vor der Dunkelheit fürchtet und dem, was sich in ihr verbergen könnte. Es ist die Zeit, vor der er sich fürchtet. Die Zeit, die des Nachts dahinkriecht wie Sirup, direkt aus dem Kühlschrank aufs Brot geschmiert. Sie gibt ihm Raum für Gedanken. Endlos Raum und endlose Gedanken. Wie ein Zug, der des Nachts von Berlin nach Barcelona fährt, im Licht der Scheinwerfer immer den Schienen nach, immer den Horizont im Visier, Schwelle auf Schwelle, Schiene auf Schiene und immer dasselbe Geräusch und nie ein Ende in Sicht. So rollen die Gedanken dahin, einer dem anderen hinterher wie Waggon, die schwere Eisen bis Barcelona untrennbar verkuppeln. Gelegentlich eine Weiche und die Entscheidung muss in aller kürzester Zeit getroffen werden, ob Warschau statt Barcelona, oder doch Rom. Manchmal allerdings – nein, allermeist! – muss keine Entscheidung getroffen werden, weil die Gedanken wieder einmal schneller waren und ihm die Entscheidung für Warschau, Barcelona oder Rom abgenommen haben.

Sie liest die Zeitung und hört die Nachrichten und tut, als nehme sie wahr, was sie liest und was sie hört. Dabei

interessiert es sie schon längst nicht mehr. Sie tut es ihm zuliebe. Es ist ihm längst aufgefallen, dieses Theater, das sie ihm zuliebe spielt und das deshalb längst kein Spiel mehr ist. Er tut, als ob er nichts merke, ihr Interesse ihm Freude bereite und ihm die Angst nehme. Vor allem die Angst. Diese Angst, dass sie sterben könne, demnächst, bald, jedenfalls noch in diesem Jahr, das nur weniger als die Hälfte noch vor sich hat. Sie ist der Meinung, er übertreibe. Ihr Fall sei Routine für die heutige Medizin. Sie lügt und er lässt sie lügen. *Müü-de! Müü-de!*

Er unterbricht sich. So wird es nichts mit dem Schlaf. Gleich so massiv in die Nacht einzusteigen, da rauscht sie vorbei, Richtung Barcelona, und er hat kein Auge zugemacht. Etwas Freundliches muss her! Da war dieser Film, den sie gemeinsam gesehen haben. Nur im Fernsehen. Ins Kino gehen sie schon lange nicht mehr. Zu umständlich. Zu Hause kann man die Beine hochlegen, futtern und trinken nach Lust und Laune. Ihre Füße turteln miteinander wie frisch verliebt, als hätten sie nichts mit den Körpern darüber zu tun und führten ein eigenes Leben. Manchmal tragen sie Socken, manchmal nicht mal die. Splitternackt sind sie dann. Zweimal zehn splitternackte Zehen, die miteinander kuscheln. Zehn davon mit glänzendem Rot auf den Nägeln. Natürlich alle mit den Spuren des Alters. Ab einer Zahl nach oben lässt es sich nicht mehr kaschieren, ganz gleich, welcher Creme man sein Vertrauen schenkt. Besser als Nivea ist in der Summe eh keine. Im Kino geht das nicht, das mit den nackten Zehen. Sie mag übrigens keine harten

Filme, aber auch nicht seichte. Freundliche Filme liegen ihr. Da kann sie total drin aufgehen. Er beobachtet sie gern von der Seite. Nachher lacht sie ihn aus, weil er die Handlung nicht verstanden hat oder sich nur an die Hälfte erinnert. Kein Wunder, hat sein Blick mehr ihr als dem Film gegolten. Er sagt es ihr nicht und sie wundert sich nicht, kennt sie doch sein Gedächtnis und die Lücken darin. Jetzt könnte er einschlafen, war es ja bereits einige Male. Aber seit er gelernt hat, dass jetzt die Weiche zum Schlaf folgt, erwartet er sie mit offenen Augen. *Müü-de! Müü-de!*

Die Zehensocken! Sie hat Zehensocken gekauft. Rote für sich und blaue für ihn. Lustig sieht es aus. Wie ein Fingertheater an den Füßen. Oder wie eine Sexparty, wenn sie beim Filmschauen kuscheln. Das war ihr Einfall. Sie haben viel gelacht und Sex mit den Zehen gemacht. Im Grunde ist es ihm peinlich, dieses Bunt an den Füßen mit den Köpfen über den Zehen. Aber sie lässt nicht locker und dann trägt auch er sie – manchmal, aber nicht immer. Wenn ihm nicht danach ist, der Peinlichkeit wegen, trägt er sie nicht, da mag sie betteln, nörgeln oder eine Schnute ziehen. Seine Füße bleiben nackt.

Und weiter geht es nach Barcelona.

Um mich Sorge ich mich nicht mehr. Mir kann bald nichts mehr passieren. Meine ganzen Sorgen gelten ihr. Wie wird sie mit der Welt da draußen zurechtkommen? Sie, das Heimchen am Herd. Die Hausfrau aus Überzeugung. Um die

*Welt draußen habe ich mich gekümmert, sie um die drinnen. Noch ganz altmodisch, unsere Ehe, vielleicht mit einem Unterschied: Es war ihr Wunsch. Aber da ist etwas ganz Komisches in meinem Denken. Du wirst mich am Ende doch für kalt halten, wenn ich es dir offenbare, für egozentrisch, gemein, sogar unanständig. Du hörst, ich finde nicht die richtigen Worte, dieses Denken zu beschreiben. Vielleicht kannst du mir helfen? Die Frage hat er W gestellt, der da oben von der Raufaserdecke herunterschaut, und dem fällt nichts anderes ein als die Antwort: *Bisher weiß ich nur, dass es komisch ist.* Er bewegt den Kopf im Kissen, eine Verneinung andeutend, vor allem aber seine Enttäuschung über Ws Mangel an Empathie zu erkennen gebend. *Wenn du tot bist,* versucht er, W die Situation klarzumachen, *sagt mir dieses Denken, - nein, es will mich trösten, glaube ich - von diesem Augenblick an sorgst du dich nicht mehr um sie. Das sagt es mir fast schon schmeichelnd.* Er sieht W forschend an, doch da ist keine Reaktion, als hätte er nicht zugehört. *Wenn du wüsstest, wie er mich beruhigt, dieser Trost, den ich mir spende,* fährt er fort. *Er nimmt mir Lasten von der Seele - nicht nur eine und das jedes Mal. Dann konnte ich sogar einschlafen - anfangs. Sorglos. Fast schon guter Laune. Aber seit ich weiß, dass jetzt die einmalige Gelegenheit kommt, Schlaf zu finden, warte ich auf ihn mit offenen Augen und darum natürlich vergebens. Aber verrate es ihr nicht. Nie! Auch nicht in hundert Jahren!,* raunt er zur Decke hoch, als lauschten in*

der Dunkelheit noch fremde Ohren, für die das Geheimnis nicht bestimmt war. *Müü-de! Müü-de!*

Und weiter geht es nach Warschau. Nach Warschau! Als ob er in Berlin den Zug nach Warschau bestiegen hätte. Dabei hat die Lok eigenmächtig die Richtung gewechselt und er hat das Rumpeln auf der Weiche wieder nicht bemerkt.

Überhaupt diese Raufaserdecke! Sie wechselt ihre Struktur wie ein Chamäleon. Zwischen dem Verlöschen des Lichts, so gegen Mitternacht, bis kurz vor dem – auf dem Bauernhof würde man sagen – ersten Hahnenschrei, geschieht eigentlich nicht viel. In dieser Zeit der tiefsten Dunkelheit versteckt sich die Raufaserdecke in der Luft. Es ist, als ob die Luft bis hinauf ins Universum reiche, wo es bekanntlich stockfinster ist. Auch das Chamäleon scheint um diese Zeit zu schlafen und wechselt nur gelegentlich die Liegeseite. Die Konzentration des Jägers, der auf dem Hochsitz auf das erste Reh in der Schonung wartet, ist erforderlich, bis in der Schwärze des Universums auf der Raufaser die ersten Sterne funkeln, dann Galaxien, die Milchstraße! Und sogar da und dort eine Schnuppe, die aber verglüht, wenn er die Pupillen bewegt, ihrer Spur zu folgen. Gelegentliche Räkeleien des Chamäleons lassen den Großen Bär aufleuchten, die Leier, den Schütz und andere. Er kennt nur die geläufigsten Namen der Gesellschaft dort oben am Himmel und hat sich schon hundertmal vorgenommen, sich schlau zu machen. Das fällt ihm aber immer des Nachts ein, wenn er das Universum an der Decke betrachtet. Jedoch!

Mit dem ersten Hahnenschrei erwacht das Chamäleon. Vielleicht fällt es auch nur in einen unruhigen Schlaf, der bis zur letzten Dämmerung dauert. Die Strukturen wechseln so rasend schnell, als ob da oben ein Daumenkino über den Daumen spulte. Er hat sich schon oft vorgenommen, die allererste Struktur nach dem Hahnenschrei abzapfen. Hochkonzentriert hat er auf sie gewartet, aber immer hat er sie verpasst. Nach seiner Schätzung so um fünf bis zehn bis zwanzig Strukturen. Aber eins ist gewiss: Er kennt seine Zimmerdecke besser als andere ihre Hosentasche. Nur Schlafen kann er so nicht. *Müü-de! Müü-de!*

Und weiter geht es Richtung Warschau. Die Weiche nach Wien hat er verpasst.

Und dann ist da noch das gelbe Funkfeuer. So um fünf Uhr plus minus fünf Minuten blinkt es zuerst durch die Fensterscheibe und wandert dann blinkend in der Kante zwischen der Decke und der Wand gegenüber vorüber. Der Müllwagen grüßt von der Straße. Zu hören ist er nicht mehr, seit er das Spezialfenster hat einbauen lassen, des Müllwagens wegen. Das ist noch gar nicht so lange her. Er überlegt. Tatsächlich: neununddreißig Tage. Wäre es nach ihr gegangen, hätten sie es schon vor Jahren einbauen lassen. Der Lärm, den sie hörte und er nicht, hatte mit dem neuen Müllwagen begonnen, dem mit dem Funkfeuer. Er hätte ihrem Wunsch nachkommen sollen, sofort! Auf der Stelle! Hinterher ist zu spät. Das ist der Moment, der sein Herz durch die Matratze drücken will, allein durch sein

Gewicht. Ein Neutronenstern kurz vor dem Schwarzen Loch, so ein Gewicht in etwa. Da kann man doch nicht schlafen! *Müü-de! Müü-de!*

Salzburg! Es geht Richtung Salzburg! Keine Stadt wäre besser geeignet für angenehme Gedanken als Salzburg! Gut, sie haben die Stadt noch nie besucht, aber was man sich so von ihr erzählt, eignet sich durch die Bank weg für angenehme Gedanken. Zum Beispiel, wie es gewesen wäre, hätte er in die Zukunft schauen können. Dann wäre er an manchen Tagen einfach liegen geblieben. Die Dinge wären geschehen und er wäre nicht dabei gewesen, oder, besser noch, er hätte den Dingen beim Geschehen zuschauen können. Viele Tage fallen ihm ein. Automatisch beginnt er, sie an den Fingern abzuzählen, lässt es dann aber. Zu viele! Und trotzdem ein schöner Gedanke. Er gibt sich ihm hin, in der Hoffnung, Schlaf zu finden. Meist gelingt es ihm bei schönen Gedanken. Das Problem ist nicht, Schlaf zu finden, fällt ihm auf. Nicht zum ersten Mal. Eigentlich immer, wenn ihn schöne Gedanken gefunden haben. Das Problem ist, in der Nacht schöne Gedanken zu finden. Es gibt ihrer zu wenig. Dabei war sein Leben an ihrer Seite eigentlich nicht schlecht. Er könnte Stunden verbringen mit der Erinnerung an schöne Gedanken, verbunden mit ihr. Aber nicht in der Nacht. Das klingt wiederum logisch, denn dann schliefe er ein und könnte nicht Stunden mit schönen Gedanken verbringen, verbunden mit ihr. *Müü-de! Müü-de!*

Eben hat es wieder gerumpelt. Eine Weiche wurde überfahren. Wohin geht jetzt die Reise? Rückwärts sollte sie gehen! Er würde Elfe wieder begegnen. Und weiter zurück bis zum Anfang mit Elfe. Weiter nicht! Um Gottes Willen! Bloß nicht zurück zu den Eltern! Dann wieder vorwärts, die Weiche, bei der mit Elfe alles begann, aber mit dem Wissen von dem, was kommt. Er sieht ein Problem: Wenn die Zeit rückwärts lief, lägen seine Erinnerungen in der Zukunft und bemerken würde er es nicht, sonst hätte er das ja längst. So kommt er nicht weiter. Die Nacht ist fast vorüber und er hat noch kein Auge zugemacht, jedenfalls nicht, dass es ihm aufgefallen wäre.

Und wieder geht es dem Horizont zu, der immer irgendwo da vorne liegt, unerreichbar fürs Licht der Scheinwerfer, in einer Distanz, so fest wie eine Naturkonstante.

Elfe wünscht sich eine Reise nach Wien. Nichts sehnlicher als das. Da haben sie schon so viele Städte besucht, aber sie will nach Wien, für ihn das Zentrum des Strudels alpenwäldlerischer Lebensart. Dort, wo die Welt dahinter wie auf einem anderen Planeten scheint. Gut, Mozart, Kaiserstadt, Stephansdom. Aber das ist lange her und die Religion ist am Aussterben. Warum nicht Barcelona? Auch da waren sie noch nie. Die Rambla soll ein Magnet für Touristen von Valencia bis Andorra hoch sein. Selbst aus Frankreich kommen Tagesausflügler der Rambla wegen. *Eben darum*, sagt Elfe. Allein der Name klingt ihr anstößig in den Ohren. Ihr Wunsch bleibt Wien, höflich vorgetragen,

aber nie mit Nachdruck, und er sträubt sich dagegen, als ob in seinem alten Körper ein trotziges Kind rebellieren würde. Warum? Warum?

Müü-de! Müü-de!

Jetzt ist es der Sohn, dem seine Gedanken gelten. Eigenmächtig und ohne Vorwarnung hat die Lok diese Richtung ganz alleine gewählt. Nach rechts oder nach links ist sie abgebogen. Er weiß es nicht, denn er hat ja nicht hingeschaut, als die Weiche unter ihm rumpelte. Und jetzt geht es schon wieder geradeaus, einem anderen Horizont entgegen. Gefragt wurde er jedenfalls nicht. Und die Gedanken rumpeln mit. *Müü-de! Müü-de!* Ach so, der Sohn! Wie lange haben sie sich nicht mehr gesehen? Drei Monate könnte hinhauen. Dann dieser Anruf vor zwölf Tagen, zu dem er sich verpflichtet fühlte. Als Sohn hatte er ein Recht darauf, informiert zu werden. Irgendwann musste es ja sein und er erinnert sich an das Gespräch, als hätte er bis zur letzten Silbe hinunter Protokoll geführt. Sein linkes Ohr hört das Gespräch, als fände es eben statt mit seinem Sohn am anderen Ende der Leitung. Derweil schnurrt das Universum auf Raufaser im Daumenkino ab. Die Evolution durch die Knoblauchpresse gedrückt. Nie kann er es sich verkneifen, die Allegorie dem Daumenkino beizumischen. Und immer begleitet ihn ein Lächeln dabei.

„Sie hatte einen Schlaganfall.“

„Schlaganfall?“

„Ja.“

„Du warst es doch, der mit dem Schlaganfall.“

„Ja, schon. Das ist aber sieben Jahre her und fünf hatte man mir noch gegeben.“

„Ja, und?“

„Sie hatte einen Schlaganfall.“

„Wer denn, verdammt?“

„Elfe.“

„Elfe? Unsere Elfe?“

„Ja.“

„Meine Mutter?“

„Ja.“

„Wann?“

Bisher hatte er von Etappe zu Etappe gezählt. Eine Woche Stroke Unit. Zwei Wochen Station. Drei Wochen zu Hause. Eine Woche Krematorium. Drei Wochen Urne. Machte fünf Etappen.

„Vor fünf Etappen.“

„Wie Etappen? Vor fünf Tagen oder was?“

Anton klemmt den Hörer unters Kinn und nimmt die Finger zu Hilfe. Fünf Etappen ergeben zehn Wochen, macht siebzig Tage. Genau genommen zweiundsiebzig. Heikel. Er muss

zugeben, fünf Etappen sind eine elend lange Zeit. Eigentlich unentschuldig. Moment! Heute war Tag dreißig. Gestorben war sie vor dreißig Tagen. Vier Wochen und zwei Tage. Das ging ja noch.

„Sie ist gestorben.“

„Gestorben?“

„Ja.“

„Elfe? Unsere Elfe?“

„Ja.“

„Meine Mutter?“

„Ja.“

Es bleibt still im Handy. Sehr lange. Kein Atmen, kein Räuspern. Schluchzen? Hat er ein Schluchzen gehört? „Bist du noch dran?“

„Wann? Vater! Wann?“

Michi hat Elfe immer Elfe gerufen und ihn Papa. Da war er noch Kind gewesen. Irgendwann war dann Vater daraus geworden. Die Elfe aber war immer Elfe geblieben. Er hatte sie einmal gefragt, ob sie wüsste, warum? Aber sie hatte nur mit den Schultern gezuckt.

„Vor vier Wochen.“

„Vor vier Wochen?“

„Und drei Tagen.“ Das war falsch! „Nein, nur zwei Tage. Also gestorben ist sie vor vier Wochen und nur zwei Tagen.“

Michi atmet scharf aus. Oder atmet er einfach nur aus? Ist er vielleicht erleichtert? Grund gab es, waren es doch nur zwei Tage und nicht drei. Ein langer Pfiff begleitete den Atem. Typisch Michi. Eine Lücke zwischen den Vorderzähnen. Schon als Bub konnte er durch die Lücke Melodien pfeifen. Einfache Melodien. Es klang aber irgendwie anders als gewöhnliches Pfeifen. Frech konnte es klingen und frech sah es aus, wenn der Bub, die Hände in den Taschen, ohne eine Lippe zu bewegen, grinsend Melodien pfiff. Das solle ihm doch mal einer nachmachen! So stand er da. Er hätte es dem Michi gerne nachgemacht, schaffte es aber nie. Kein Wunder, fehlt ihm doch die Lücke zwischen den Zähnen. Und Elfe war stolz auf den kleinen Sohn gewesen. Manchmal war er weinend von der Schule gekommen. *Zahnlücke!*, hätten sie ihn wieder gerufen. *Die sind nur neidisch. Die hat nicht jeder*, hatte Elfe ihn dann getröstet.

„Vor vier Wochen? Und das sagst du mir erst jetzt? Ich hatte mich schon gewundert, dass Elfe meine E-Mails nicht beantwortet. Vor vier Wochen? Und natürlich ist sie längst beerdigt worden?“

Die E-Mails! Anton hätte gerne nachgeschaut, aber er kennt ihr Passwort nicht und in ihren letzten Tagen zu Hause hatte er sich nicht getraut, sie danach zu fragen. Es hätte zu sehr nach Tod geklungen.

„Eingeäschert. Ich habe niemanden benachrichtigt.“

Michi pfeift noch einmal. Kurz und nicht zum Spaß. „Was ist denn mit dir los, Mann? Das ist doch nicht normal! Du bist nicht normal!“

„Jetzt mach mal halblang.“

„Halblang? Das also ist halblang für dich?“

Michi atmet aus, wieder scharf und von einem Pfiff begleitet, der wieder nicht enden will. Wann atmet er überhaupt ein? Sportlerlunge immerhin. Vielleicht atmen die anders. Ob er noch immer Wettkämpfe schwimmt? Jetzt danach zu fragen, wäre vermutlich unpassend.

„Ich bin morgen bei euch. Du führst mich zum Grab!“ Das Handy verstummt.

„Michi? Bist du noch dran?“

Ich bin morgen bei euch, hat er gesagt. Ja, wer immer da ist, verschwindet nicht so leicht, auch wenn er stirbt.

Dein Leben als Vater gliedert sich in drei Phasen: In der ersten Phase bist du der Held. Du kannst alles. Du weißt alles. In der zweiten Phase ist es umgekehrt: Dein Kind weiß alles besser. Du bist für das Kind der Depp. In der dritten Phase dann beobachtest du erstaunt, wie dein Kind dem Menschen immer ähnlicher wird, der du einmal warst. *Müü-de! Müü-de!*

Er wirft sich auf die linke Seite. Er hat zu lange auf dem Rücken gelegen. Jetzt tut ihm der Bauch weh. Er kennt sich nicht aus mit der Lage seiner inneren Organe, aber ihm

scheint, in der Rückenlage kommt der Bauch wie eine Bratpfanne auf dem Darm zum Liegen. Er atmet tief durch. Bauchatmung. Mehrmals. Der Atem zieht das magische Wort *müde* in die Lungenflügel und bläst es wieder aus: *Müü-de! Müü-de!* Die ultimative Methode einzuschlafen, hat er gelesen. Es hat noch nie geklappt, er merkt das aber immer erst, wenn die Waggon längst die Richtung geändert haben, nach Brüssel zum Beispiel.

Und jetzt ist sie vor ihm gestorben. Wie soll man da schlafen, wenn der Falsche stirbt? *Mein herzliches Beileid, Ihr Werner Bams. Wir möchten Ihnen kondolieren und unser Mitgefühl aussprechen, Ihre Irene und Peter Leibold. Wir werden Elfe vermissen, Deine Freunde Johannes + Otto + Werner. In Gedenken an unsere Freundin Elfe. Tanja, Sybille, Roswita* usw. Einundzwanzig Namen hatten unterschrieben. Die ersten vier sind ihm auch im Schlaf geläufig. Von den übrigen würde er vielleicht noch fünf zusammenkriegen. Aber da könnte er ebenso gut aufstehen und einen Espresso trinken. Sie ist sowieso bald geschafft, die Nacht. Das Universum liegt in den letzten Zügen. Das Chamäleon mischt sich unter die Raufaser. Im Zug wird er Schlaf finden. Das Rollen der Räder, das Klack-Klack der Schwellen wird ihn einwiegen. Ganz sicher, denn dann ist es nicht Nacht.

Er dreht den Kopf nach rechts und öffnet die verquollenen Augen. Das wundert ihn regelmäßig. Warum sind die Augen verquollen nach einer Nacht mit offenen Augen? Auf dem Tisch liegen die zwei Tickets für den ICE nach Wien. 1.

Klasse. Auch zwei Sitzplätze hat er reserviert. Nebeneinander. Er streift die Zehensocken von den Füßen, links den roten, rechts den blauen, und steht auf.

Doomstime

In der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts erreichten die Spannungen zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika – damals allgemein bekannt als USA – und der Sowjetunion, wie sich die beiden Reiche nannten, ihren Höhepunkt. Ein Krieg schien unausweichlich. Ein solcher würde ein Atomkrieg sein, so die allgemeine Ansicht, und somit den Untergang der Menschheit mit sich bringen. Die Sowjetunion war ein vor der übrigen Welt verschlossener, kaum zugänglicher Ort, allgemein *der Osten* genannt. Selbst den Geheimdiensten des Westens, dessen zentrale Macht die USA waren, gelang es nur unzulänglich, an Informationen aus seinem Inneren zu gelangen. Es war die Zeit der mit atomaren Sprengköpfen bestückten Interkontinentalraketen. Riesige Flugmaschinen, zu neunundneunzig Prozent mit Treibstoff beladen, um das eine Prozent Tod an der Spitze ins Ziel zu bringen. Die Raketen der Sowjetunion waren geradezu gigantisch. Was Reichweite, Masse und Bestückung anging, waren sie den Raketen der USA überlegen. Was die atomgetriebenen U-Boote anging, die monatelang unter Wasser die Weltmeere durchkreuzten, so geräuschlos wie tote Fische, so war nicht eindeutig, wer hier die Übermacht besaß. Aber allein die Raketen der U-Boote einer der beiden Mächte hätten ausgereicht, die halbe Welt zu vernichten. Die Frage, die sich beide Seiten stellten, war, ob nach einem überraschenden Erstschlag der Gegenseite

noch die Zeit bliebe - maximal eine halbe Stunde -, einen wirkungsvollen Gegenschlag auszuführen. Dieses labile Gleichgewicht hatte zur Folge, dass beide Seiten vor einem Erstschlag zurückschreckten und dafür in eine gewaltige Aufrüstung investierten, was Unsummen verschlang und enorme Mengen an Ressourcen band. Gleichzeitig stieg die Zahl der Vernichtungswaffen und damit wuchs die Gefahr ihrer Nutzung. Ein Zufall, ein Missverstehen konnte der Anlass für den letzten Krieg auf dieser Erde sein, die danach eine andere wäre.

In den USA waren sogenannte Thinktanks - „Denkfabriken“ - eingerichtet worden. Dort trafen die klügsten Köpfe aus den verschiedensten wissenschaftlichen Disziplinen zusammen. Zentrale Themen waren a) dem Gegner Sowjetunion mit einem Erstschlag den größtmöglichen Schaden zukommen zu lassen und dabei selbst mit dem geringstmöglichen davonzukommen und b) die wirkungsvollste Drohung zu finden, den Gegner von einem Erstschlag abzuhalten. Man nahm an, dass die Sowjetunion dieselben Überlegungen anstellte.

Da kam der Zukunftsforscher Herman Kahn mit einem Vorschlag, der zuerst durchweg Ablehnung erfuhr, die bis zur Empörung reichte. In der Presse war von dem Gedanken eines Irren die Rede. Hermann Kahn war eines der Gründungsmitglieder des Hudson Instituts, einer führenden Denkfabrik. Sein Vorschlag war der folgende: Es müsse eine Anlage gebaut werden, die mit absoluter Sicherheit einen

Erstschlag überdauern könne. Diese Anlage, er nannte sie SEMA, ohne das Kürzel näher zu erklären, müsse nicht einmal in den USA liegen. Ihm schwebte ein Ort im ewigen Eis des Nordens vor. Das wäre sogar wünschenswert, weil dem Gegner dann die Gefahr nicht vom Territorium der USA drohte. Im SEMA müsse die gesamte Zweitschlagkapazität der USA konzentriert sein und von einer solchen Kraft, dass dem Gegner im Falle ihres Einsatzes unweigerlich die totale Zerstörung drohe, ja, sogar sicher sei. Seine beabsichtigte Wirkung entfalte SEMA aber erst, wenn, für den Fall eines erfolgten Erstschlags, der Zweitschlag, ausgeführt von SEMA, durch einen Automatismus zur Ausführung komme, der menschlichen Eingriffen enthoben sei und deshalb mit hundertprozentiger Gewissheit erfolge, so wie ein Dominostein auf den nächsten falle. Entscheidend sei, dass der Gegner von SEMA, seiner Existenz und dem Automatismus, WISSE und sie als das begreife, was sie ist: eine SELBSTMORDMASCHINE. Der Vorteil liege auf der Hand. Die USA könnten auf alle anderen Vorkehrungen verzichten, die auf einen Zweitschlag ausgerichtet seien. Man könne sich die Armada der Atom-U-Boote sparen, die ungeheuer viel Geld verschlängen, ebenso wie die zahlreichen unterirdischen Silos mit den Interkontinentalraketen, die übers ganze Land verstreut lägen. Die ganze militärische Rüstung könne darauf reduziert werden, kleinere Scharmützel zu bestehen. Herman Kahn war überzeugt von seiner Idee, aber die Zeit war noch nicht reif dafür. Es dauerte dreihundert Jahre, bis sie es war.

Im Jahr 2222 war die Welt in drei Blöcke aufgeteilt.

Sie nannten sich WEST, OST und SÜD. SÜD umfasste das frühere Afrika, vom Indischen Ozean, dem Atlantik und dem Mittelmeer eingerahmt. SÜD war der ärmste unter den drei Blöcken und litt besonders unter dem Klima, aber auch unter der Zerrissenheit seiner Völker. Die Zentralregierung, mit Sitz in Kampala, hielt mit harter Hand den Kontinent unter Kontrolle. Die Hitze aber machte ein erträgliches Leben unmöglich.

WEST umfasste den gesamten amerikanischen Kontinent. Auch das riesige Grönland war WEST eingegliedert worden. Die Zentralregierung hatte ihren Sitz in der Stadt Washington, die auch schon die Hauptstadt der USA gewesen war.

OST erstreckte sich von dem Land, das sich einst Vereinigtes Königsreich nannte, bis an die Wellen der kalten Beringsee. Im Süden reichte es bis zum fünften Erdteil, der jetzt OST-Australien hieß, obwohl er wirklich sehr weit im Süden lag. OST war mit Abstand der flächenmäßig größte unter den drei Blöcken und wurde in Peking verwaltet.

Alle drei Blöcke verfügten über eine SEMA. SÜD hatte seine auf der Insel, die noch immer Madagaskar hieß, tief in der Erde vergraben. WESTs SEMA lag mitten in grönländischem Gebirge, das einmal vollständig unter Eis gelegen hatte. OST hatte seine SEMA auf dem Grund der Ostsibirischen See in 120 Meter Tiefe eingerichtet.

Die Welt hatte einen technologischen Stand erreicht, wie ihn sich ein Jules Verne des 20. Jahrhunderts nicht hätte ausmalen können. Nun aber hatten Wissenschaft und Technik seit Jahrzehnten nichts Neues mehr vollbracht. Der Fortschritt war zu einem Stillstand gekommen, aus dem sie nur ein Quantensprung würde herausführen können, welche bekanntlich nur der Zufall gebiert. Es wäre aber falsch, von Automatismus zu sprechen, der die Welt lenkte. Es war die künstliche Intelligenz, in deren Hände sich die Menschen in WEST, SÜD und OST begeben hatten. Eine Intelligenz, an die man keinen Gedanken mehr verlor, um die man sich nicht mehr kümmerte, die einfach da war und dafür sorgte, dass es für die Menschen keinen Anlass gab, über sie nachzudenken. Das war KIMA, die künstliche Intelligenzmaschine. Natürlich gab es noch menschliche Spezialisten, die Kontakt mit den intelligenten Maschinen hielten, etwa so, wie der Dompteur mit den Löwen in der Arena verhandelte, damals, als es noch Zirkusse gab.

22.2.2222 11:14 Uhr.

Es war eines Morgens in Kampala an einem dieser schrecklich heißen Tage, wie sie in SÜD einer auf den anderen folgten, als Boukari seinen Namen hörte. In der großen Halle hatte er niemanden gesehen und blickte sich deshalb überrascht um. Hinter dem Treppenaufgang trat Mbaye hervor. Er kam aber nicht näher.

Boukari ging zu ihm. „Spielst du Verstecken? Ich bin in Eile.“

„Ist dir nichts aufgefallen?“

„Wie aufgefallen? An deiner Frisur hat sich nichts geändert, seit ich dich kenne.“

„Das meine ich nicht! Komm mit raus. Dann sage ich dir, was ich meine.“

„Spinnst du? In die Hitze? Und seit wann gibt es Geheimnisse? Kannst du mir das nicht heute Abend erzählen? Du kommst doch zur Nacht-Konferenz?“ Man traf sich nachts, weil dann die Hitze erträglicher war. Die Klimaanlage liefen natürlich ununterbrochen, dennoch lag die Hitze wie ein Gewicht auf allem. Nur in der Nacht schien sie etwas von ihrer Schwere zu verlieren.

„Selbstverständlich.“ Mehr sagte Mbaye nicht, sah ihn dafür auffällig eindringlich an. Boukari begriff, dass Mbaye ihm etwas mitteilen wollte, dennoch schien ihm die ganze Situation absurd. Mbaye hatte ihn am Ärmel ergriffen und zog ihn jetzt vorsichtig mit. Sein Kopf deutete eine Verneinung an und seine Lippen verschlossen demonstrativ den Mund. Die Glastür öffnete sich. Die feuchtheiße Luft traf sie wie ein Hammerschlag. Sie waren darauf vorbereitet, trotzdem stöhnte Mbaye auf.

„Ich habe dich gewarnt.“ Während Boukari aus Uganda stammte, war Mbaye erst vor zwei Jahren aus Namibia herübergekommen. Auch dort war es unerträglich, aber Uganda war die Hölle und kein Mensch verließ freiwillig die Gebäude, die, ob über oder unter der Erde, bis in die letzte

Kammer hinein auf exakt 20 Grad gekühlt waren. Zumindest gab es im Innenhof einen kleinen Park und einen Teich. Eine Sprinkleranlage sorgte für künstlichen Regen in winzigen Tröpfchen. Im Park war es deshalb fast schon erträglich. Mbaye sah sich um, unauffällig, wie er vielleicht glauben mochte. Aber gerade dieses Versteckte in seinen Blicken zu den Seiten hin fiel Boukari auf. „Was ist denn mit dir los? Siehst du Gespenster?“ Man muss wissen, dass mit dem Fortschritt auch das Verbrechen zum Stillstand gekommen war. Seit Jahrzehnten war nichts mehr geschehen, das in diese Kategorie gehörte. Manchmal verschwanden Menschen. Sie verschwanden einfach so. Man sprach darüber und dass es sie gegeben hatte, aber diskutierte nicht darüber, fragte nicht nach und grübelte nicht. Man sorgte sich noch nicht einmal. KIMA, die künstliche Intelligenzmaschine, würde schon alles richtig machen.

„Dir ist also nichts aufgefallen? Warum sollte es auch. Auch bei mir war es nur Zufall aus der Langeweile geboren.“

„Mein Gott! Bist du unter die Dichter und Denker gefallen? Und ich glaubte, die seien längst ausgestorben.“

„Langweilst du dich nie?“

„Hm, wenn du mich so fragst, nein. Aber die meiste Zeit schlage ich mit Tätigkeiten tot, nach denen niemand verlangt und die keiner vermisst. Ist das bei dir nicht auch so und ist das nicht unser aller Zeitvertreib? KIMA ist schuld. Ohne sie hätten wir noch was zu tun. Und um mir das zu

sagen, hast du mich rausgeholt? Ich gehe wieder zurück. Mir läuft der Schweiß runter.“

„Das ist das Wasser aus den Sprinklern. Ich will dir sagen, was mir aufgefallen ist.“

„Mach's kurz!“

„Es geht um dieses Gezwitscher.“

„Ach! Hatten wir uns nicht auf eine belanglose Störung geeinigt?“

„Und wenn es das doch nicht ist?“

„Warum sagst du mir nicht einfach, was dir aufgefallen ist? Und warum konntest du es mir nicht drinnen verraten? Warum in diesem Backofen?“

„Weil KIMA es hören würde.“

„Jetzt würdest du mich zum Schmunzeln bringen, liefere mir nicht der Schweiß wie Wasser runter.“

„Es ist das Wasser aus dem Sprinkler. Was würde passieren, wenn man KIMA abstellte?“

„Spinnst du? Abgesehen davon, dass vermutlich niemand mehr weiß, wie, ginge SÜD den Bach runter, und das spätestens morgen. Worauf willst du hinaus?“

„Eben. Niemand kann KIMA abschalten. KIMA **IST** SÜD, auch ohne uns. So muss man es sehen.“

„Quatsch! KIMA dient und bewacht uns, und beides perfekt auf ihre Art.“

„Die KIMAs brauchen die Menschen längst nicht mehr. Hast du darüber schon mal nachgedacht? Und sie sind unverletzlich.“

„Mich beruhigt diese Unverletzlichkeit. Was ist dir aufgefallen?“

„Ich weiß jetzt, was hinter dem Gezwitscher steckt. Das heißt, ich glaube, es zu wissen.“

Zwischen den drei Sphären OST, SÜD und WEST herrschte seit Jahrzehnten Kontaktsperre. Jede Sphäre war autonom in allem, was die Existenz betraf. Einen Austausch zwischen ihren Bewohnern oder Warenverkehr, in welcher Form auch immer, gab es nicht. Jede Sphäre hätte ebenso gut allein auf dem Planeten existieren können. Nur die KIMAs tauschten regelmäßig Daten aus. Ständig und allein zu dem Zweck, den Gegenseiten die Bereitschaft zum Zweitschlag zu versichern. Der Datenstrom konnte mitgelesen werden. Es gab sogar eine Abteilung, deren Aufgabe es war, genau das zu tun, doch das Wissen, das notwendig war, um ihn zu verstehen, hatte über die Jahrzehnte ganz allgemein abgenommen. Es war immer derselbe Strom von Symbolen, der an dem großen Monitor an der Wand von unten nach oben rollte. Grün für SÜD, Blau für WEST und Rot für OST. Hexacodiert in einer Sprache, die FORTRAN hieß. Sie stammte noch aus den alten Zeiten und außer KIMA verstand sie keiner mehr. Boukari und Mbaye gehörten zu dieser Abteilung, die im Grunde nichts anderes tat, als das Muster zu beobachten, das sich alle 15 Minuten wiederholte.

Wir sind bereit, umgehend zurückzuschlagen, so in etwa die Nachricht, die SÜD in Grün an WEST und OST sandte und von dort in Blau und Rot empfing – seit Jahrzehnten.

Dann war der Abteilung vor einiger Zeit eine Veränderung in dem Muster aufgefallen. Eine Zeile nur, die dazugekommen war. Allein das, nach Jahren – Jahrzehnten? – immer derselben Kommunikation, war unverständlich. Zu Anfang alarmierend. Denn so gleichförmig der Datenaustausch mit OST und WEST auch verlief, war es genau das, was Sicherheit versprach. Man gewöhnte sich aber auch an die neue Zeile und irgendwann versprach auch sie Sicherheit, ohne dass man es hätte begründen können. *Gezwitscher* wurde sie genannt. Das Sprichwort *In der Routine liegt die Gefahr* war mit der Vergangenheit längst untergegangen.

22.2.2222 22:10 Uhr.

Sonko erhob sich. Das war immer ein Hingucker, wie er sich mit den Fäusten auf dem Tisch nach oben drückte. Von Übergewicht zu sprechen, war bei seiner Masse noch höflich formuliert. Dafür war er auch mit Abstand der Größte hier.

„Wir warten nicht länger. Mbaye hat uns vergessen. Vielleicht schläft er. Erreichen kann ich ihn nicht. Weiß jemand was?“

Boukari hob eine Hand. „Ich kann ihn auch nicht erreichen. Mich wundert das, denn heute Vormittag haben wir noch

gesprachen und heute Abend wollte er uns etwas mitteilen. Ihm ist etwas Merkwürdiges aufgefallen.“

„Na, dann richte ihm meine Grüße aus und nächsten Dienstag kommt er hier nur mit einem Sack Dosenbier rein. Sonst irgendetwas von Belang?“ Die Frage war an die Runde gerichtet und die Antwort war allgemeines Gemurmel. Man unterhielt sich, denn seit letztem Dienstag hatte sich nichts von Belang ereignet, wie die unzähligen Dienstage davor. Es war aber gemütlich, hinterher beim Dosenbier zusammensitzen. Boukari hob noch einmal die Hand. Er stand sogar auf und er räusperte sich mehrmals, bis Stille eintrat.

„Ich muss noch einmal auf Mbaye zu sprechen kommen. Wir sind uns heute Morgen nicht zufällig über den Weg gelaufen, er hat mich abgepasst. Er war beunruhigt und hat mir von einer Entdeckung erzählt. Einer Übereinstimmung, die auch Zufall sein könnte. Ich muss gestehen, das, was ich heute Morgen noch für ein Hirngespinnst hielt, beunruhigt mich auch, jetzt, wo ich Zeit hatte, darüber nachzudenken. Auch ich glaube immer weniger an Zufall.“

„Eine Übereinstimmung, welche da wäre?“, rief Sonko leicht verärgert, nachdem Boukari nicht weitersprach, vielmehr über die Übereinstimmung nachzudenken schien und ob sie noch dem Zufall geschuldet sein konnte.

„Das *Gezwitscher*, wie wir es nennen. Darum geht es. Wir haben es nie verstanden. Es sollte FORTRAN sein, ist aber keins. Es scheint wie einer anderen Sprache entnommen. So

weit sind wir uns alle ja schon einig. Mbaye glaubt, die Sprache jetzt gefunden zu haben. Eine Sprache aus der FORTRAN-Zeit, allerdings für sehr kleine Computer entworfen. Damals nannte man sie Spielecomputer. Mbaye hat alte Informationen durchforstet. KIMA weiß ja alles. Da gab es einen, der hieß C64. Ein großer Erfolg damals. In gewaltigen Stückzahlen produziert.“

Der Sack mit dem Dosenbier hatte inzwischen die Runde gemacht. Man prostete sich zu. Auch Boukari nahm einen Schluck.

„Er glaubt, die KIMAs tauschen darin Informationen anderer Art aus.“ Er schwieg wieder.

„Ja und? Jetzt erzähl doch mal an einem Stück! Anderer Art? Kein FORTRAN? Warum?“

„Damit wir sie nicht mitlesen können.“

„Die KIMAs der Hemisphären?“, rief Jammeh. „Geheimnisse? – Vor uns?“ Er schüttelte den Kopf. „Mbaye spinnt!“

„Weiß er zufällig auch, was sie sich mitteilen? Etwas von Belang oder nur herzliche Grüße?“ Sonkos Frage schwankte zwischen Neugier und Spott.

„Er glaubt, es zu wissen. Er meint, dahintergekommen zu sein“, sagte Boukari. „Nur eine Vermutung bis jetzt. Aber, wie ich bereits sagte, je mehr ich darüber nachdenke, erscheint sie mir auch plausibel.“

„Und? Verdammt! Mach es nicht so spannend!“

„Ihr wisst, anfangs waren da mehrere unverständliche Zeilen, aber seit einiger Zeit sind daraus exakt 64 Bits geworden. Auch die verändern sich ständig. Ihr kennt das ja alle selbst. Mbaye glaubt jetzt, bei den 64 Bits handle es sich um eine Zahl - nein! Ein Datum. Das Datum schreitet voran, aber seltsamerweise nur jede zweite Sekunde, so, als ob die Zeit dafür halb so schnell verginge.“

„Eine Uhrzeit? Und uns ist das die ganze Zeit nicht aufgefallen?“ Sonko schüttelte zweifelnd den Kopf.

„Die Weltzeit UTC-kodiert und die 64-Bit Darstellung nur emuliert. Dieser C64 konnte nur mit 8 Bits rechnen. Das ist also schon gut versteckt.“

„Versteckt!“ Jammeh lachte. „Eine Uhr mit irgendeinem Datum, die nur jede zweite Sekunde klickt, UTC-kodiert und 64 Bits mit 8 Bits emuliert, nur damit wir es nicht lesen können?“ Er kreuzte die Arme vor der Brust. „Ich verstehe, dass Mbaye den Abend heute schwänzt. Er schämt sich für den Blödsinn.“ Jammeh war bekannt für seinen Spott. „Was für eine Uhrzeit soll es eigentlich sein? Hat er das auch herausgefunden?“

„Das ist ja der Punkt! Der 22.2.2222, 22 Uhr und ein paar Minuten.“

Das brachte Aufregung in den kleinen Kreis. „Das war gestern!“, rief Sonko.

„Nein, das ist heute! Ihr vergesst die Zeitzone. Drei Stunden.“

„Und die Minute?“

„Um 22 Uhr und 22 Minuten stimmen UTC und das Gezwitscher überein. Das ist sicher.“

„In vier Minuten?“ Auch Jammeh war beeindruckt. „KIMA, die Weltzeit bitte!“ Auf dem Schirm an der Wand erschien

22.2.2222 22:18 ... :19 ... :20 ... :21 ... :22!

Es geschah - nichts. „Der Boden unter meinen Füßen trägt mich noch!“, rief Sonko und spielte den stampfenden Elefanten. Er tat das gelegentlich, wenn er zu viel Bier getrunken hatte. Die anderen taten es ihm nach. Man lachte. Es klang wie befreit nach einem plötzlichen Schrecken oder einem Abend mit zu viel Dosenbier. „Wir Kindsköpfe!“, schrie er.

Auf dem Schirm an der Wand erschienen Nachrichten. Sachlich wie immer. Nicht auffälliger als andere, nur die Farben hoben drei von den anderen ab:

Alle Systeme normal

Alle Systeme normal

* SEMA SÜD startet Erstschlag.

* SEMA OST startet Zweitschlag.

* SEMA WEST startet Zweitschlag.

Alle Systeme normal

Alle Systeme normal

Die Beichte

Beichten gehen war ihr Routine geworden, seine Stimme so vertraut wie die ihres Vaters, obwohl sie doch einen ganz anderen Klang besaß. Gemein war den Stimmen die Sanftheit, das Verständnis, auch für Vergehen, die ein Vater seiner Tochter ungern vergibt. Er hatte das gekonnt. Allerdings sprach der Priester sehr wenig. Seine Antwort auf ihre Begrüßungsformel, sein Reuegebet nach ihrem Bekenntnis. Es fiel manchmal kurz aus zu ihrer Enttäuschung, und es fiel manchmal lang aus zu ihrer Freude. Sie hatte sich an seine Stimme nicht nur gewöhnt, sie vermisste sie mit den Tagen und sehnte die Samstage herbei wie ein Teenager die nächste Verabredung mit seiner Flamme. Keine Frage: Sie hatte sich in die Stimme verliebt. Diese sanfte, verständnisvolle, geduldige, männliche Stimme ihres Vaters – hier fand sie sie wieder. Er würde Verständnis für sie haben. Aus einer Stimme spricht nicht nur der Verstand. Auch Charakter, Empathie, Verlässlichkeit des Menschen, der da spricht, sie alle haben in der Stimme ein Wort mitzureden und darum erwartete sie – jedes Mal – sein Verständnis, als wäre er ihr Vater.

„Der Mann, von dem ich sprach, ist verheiratet“, begann sie, ganz selbstverständlich in der Annahme, er erinnere sich des Mannes, von dem sie in ihrer letzten Beichte gesprochen hatte. Und wenn nicht ihrer vergangenen

Beichte und dieses Mannes, so doch ihrer Stimme und dieses Lispelns darin. Der Schatten hinter dem Gitter bewegte sich. Eine spontane Bewegung, wie ihr schien, der Überraschung geschuldet, vielleicht auch der Empörung über den Ehebruch. Aber der Schatten blieb stumm. Das verwunderte sie nicht. Sie hatte gelernt, dass der Schatten Geduld besaß.

Sie hatte, wie immer, kurze Pausen in das Geständnis ihrer Sünden eingestreut. Um Zeit zu gewinnen – aber nicht nur. Auch um die Zeit unauffällig totzuschlagen. Beichte in Happen portioniert, denn hier war sie frei. Hier durfte sie sprechen, worüber sie sonst nur zu denken wagte. Sünden, die das Geschlechtliche betrafen, hatte sie sich für dieses Mal zurechtgelegt. Sex mit diesem verheirateten Mann. Sex mit sich selbst. Sex mit einer Freundin. Aber das läge Jahre zurück, korrigierte sie schnell. Es war ihr selbst zu peinlich. Sie hätte bisher nur nicht den Mut gehabt, es zu bekennen, gestand diese Stimme, die nicht über die Lippen kommen wollte. An ihrem Lispeln lag das aber nicht.

Im Gegenteil. Sie glaubte vielmehr, beobachtet zu haben, dass dieses leichte Lispeln – sie spürte mehr diese Stöße der Zungenspitze gegen die Zähne, als dass sie die Stimme, ihre eigene, hörte – Worte über die Lippen stupste, die sonst nicht so leicht gestanden würden. Was hatte sie sich in der Schule für dieses andere Sprechen geschämt! In den unteren Klassen hatte sie sich manchmal geweigert, in den Unterricht zu gehen. Zweimal war sie von zu Hause fortgelaufen – als Kind. Beide Male hatten Erwachsene sie

zur Polizei gebracht. Freundliche Menschen, die sie wieder nach Hause fuhren – im Polizeiwagen! In der Pubertät hatte sie sich mit Selbstmordgedanken getragen. Ihre Mutter hatte das gespürt und geweint aus Angst um ihr Kind. Später verstand sie dann das Weinen der Mutter, denn den Mord eines freien Menschen an sich selbst kann niemand verhindern. Und später dann war da noch etwas, das sie plötzlich begriff: Das Lispeln, das ihr Kindheit und frühe Jugend ruinierte, verwandelt sich bei einer reifenden Frau in ein Accessoire beträchtlicher erotischer Kraft. Sie hätte sich damit spielerisch durchs Leben bringen können, doch dafür war sie noch nicht reif genug gewesen. Zudem hatte das Lispeln sie unsicher und schüchtern gemacht. Es steckte in ihr drin wie das Geschlecht und die Sommersprossen und nur im Zwielight des Beichtstuhls konnte sie von ihren Gedanken sprechen, in ein Gesicht, das sie nicht sah, und sprechen, was sie dachte, als wäre es wahr. „Er belügt seine Frau und ich helfe ihm jedes Mal, eine neue Lüge für unsere nächste Begegnung zu finden. Wir sehen uns einmal in der Woche, immer freitags. Wir planen ein neues Leben. Gemeinsam und allein. Wenn wir das neue Leben beginnen, wird das deshalb an einem Freitag sein. Er liebt mich und ich ihn. Wir treffen uns in einem Hotel. Immer dasselbe Zimmer und immer lieben wir uns, sofort, ohne Umschweife, ohne Worte und immer auf dieselbe Weise. Zwei Stunden dauert das Prozedere. Hinterher sind wir verschwitzt. Wir duschen – gemeinsam – und sagen uns adieu, nachdem ich ihm zur nächsten Lüge verholfen habe.“ Sie hatte sich in Schwung

geredet. Fast trällerte die Zunge gegen die Zähne. Normalerweise war lispelnd zu sprechen wie mit angezogener Handbremse zu fahren. Jetzt trieb die Zunge die Silben vor sich her wie der Wolf die Schafe.

Da geschah etwas völlig Unerwartetes. Er unterbrach sie mitten im Wort. Ihr fiel auf die Schnelle nicht ein, ob das schon einmal geschehen war. „Seit wann bist du mein Beichtkind?“, fragte er, um gleich selbst die Antwort zu geben: „Seit vier Wochen.“

„Ja.“, sagte sie mit Demut in der Stimme.

„Es sind schwere Sünden, die du heute beichtest. Warum so spät, mein Kind? – Nun?“, drängte er, nachdem sie stumm geblieben war.

„Weil ich mich schäme. Und ...“, sie zögerte, „... die schwerste Sünde muss auch noch raus“, gestand sie. Er schwieg. „Ich habe meinen Mann und das Kind verlassen – vor vier Wochen.“ Sie sprach wieder mit angezogener Handbremse. Die Zunge trällerte nicht mehr. Sie rieb über den Gaumen, als wäre er Schmirgelpapier.

„Mann und Kind“, wiederholte er – sprachlos würde passen, aber sie hatte es vernommen. Ja, auch sie fand das Geständnis unglaublich, jetzt, wo sie es mit eigenen Ohren hörte. „Wie alt ist dein Kind?“

„Neun.“ Sie vernahm seinen Atem. Das war sonst nicht der Fall. Bisher hätte er, wenn er schwieg, auch nicht vorhanden sein müssen, so still war es dann auf seiner Seite des

Gitters. Jetzt aber hatte sie sogar das Empfinden, sein Atem wehte herüber. Aber heute war ihre Beichte auch von einem anderen Kaliber. Die Gedanken ganz hinten in ihrem Kopf, gewissermaßen im letzten Keller im Untergeschoss, wollten endlich gesprochen werden, bevor ein langer Schrei aus ihnen würde.

„Weil du dich in den anderen ...“

„Nein!“, unterbrach sie ihn um eine Spur zu laut für den Beichtstuhl. *Flüsterkammer* hatten sie ihn in der Grundschule genannt. Und jetzt war ihr das Wort wieder eingefallen nach fast dreißig Jahren. Warum versteckte sich ein Wort all die Jahrzehnte, um dann doch wieder aufzutauchen, als wäre es nie fort gewesen? Draußen, im Kirchenraum, musste man den Ruf gehört haben und würde sich so seine Gedanken machen. Welche Gedanken zog ein Nein aus dem Beichtstuhl hinter sich her, das noch am Kirchenportal zu hören war? „Es war umgekehrt!“, korrigierte sie sein Denken. Schon lange vor den vier Wochen hatte er begonnen, dieser Gedanke. Ein böser Gedanke, ein unfrommer Wunsch. Sie war nicht gläubig, aber da gibt es Dinge, die ein Mensch von Anstand nicht einmal denkt, ganz gleich, was er glaubt. Schon lange vorher hatte er in ihrem Kopf zu klingen begonnen. Eine Mischung aus Gassenhauer und Ohrwurm. Jedenfalls ein Sound, den ein Mensch von Anstand nicht summen sollte. Und immer vom gleichen Klang: **„Frei sein! Und noch einmal von vorn beginnen!“**, klangen die Silben mit einer Konstanz, als würde der Sound dem Geräusch einer

Maschine entspringen. Davon wusste der Priester natürlich nichts. Zu gerne hätte sie den Gassenhauer gesummt, dass die Töne das Gitter passierten und en passant im Gegenverkehr seinen Atem berührten. Ein Leichtes wäre es gewesen, mit geschlossenen Augen und ohne hinzuhören, den Silben ihrer Gedanken die Freiheit zu geben. „Ich wollte frei sein“, flüsterte sie hinüber, „und noch einmal von vorn beginnen. Mit einem fremden Mann und ohne Kind und wir beide tun, was wir wollen, ganz gleich, wo wir sind. Überall – nur nicht hier, denn ich kann sie nicht mehr ertragen!“ Immer wieder musste sie die Stimme dämpfen. Die stolpernde Zunge war ihr jetzt eine Hilfe geworden, bremste sie doch den hastigen Strom der Silben, dass manches Unbedachte nicht gesprochen wurde, einfach weil es zu krass war.

„Neun Jahre“, wiederholte er.

Sie war ihm das Wichtigste, diese Zahl, die Neun. Sie verstand es nicht. Und ihr eigener Mann? Spielte der gar keine Rolle für die Beichte? Und was war mit dem Sex? Dem mit ihrem eigenen Körper und dem mit der Freundin? Und der Sex mit dem anderen Mann? Der hatte doch auch Frau und Kind verlassen. Dabei hatte sie noch gar nicht richtig angefangen von dem zu beichten, was sie so miteinander trieben, und wie sie es trieben, dass sie nach zwei Stunden schwitzten. Es lag ihr viel daran, ins Detail zu gehen, Worte für ihre Gedanken zu finden und einen Menschen dazu, der sie verstand.

„Es sind schwere Sünden, die du heute beichtest. Sie überwiegen bei Weitem, was du bisher gebeichtet hast. Warum so spät, mein Kind?“

„Weil ich mich schäme. Ich sagte es.“

„Ich kenne dich bisher als eine erwachsene Frau“, fuhr er fort. „Du bist nicht schüchtern wie so viele. Du bist nicht ängstlich wie so viele. Du sprichst eine klare Sprache. Du redest nicht um eine Sache herum. Und jetzt sagst du, dass du dich schämst. Du gibst dich schüchtern und ängstlich und ich habe Mühe, das zu verstehen. Kommst du wirklich, um zu beichten?“

Hier hätte sie nein sagen können. Sie hätte ihm auch sagen können, dass ihr nichts an der Lossprechung lag. Dass sie einzig kam, ihren Gedanken ein Forum zu geben. Dann aber hätte er gewiss, bei allem priesterlichen Verständnis, keine Lust mehr gehabt, ihr Forum zu sein. Doch der Wunsch, noch eine Weile seine Nähe zu spüren und diese Stimme zu hören, vor allem sie, diese geduldige, männliche Stimme des Vaters, überwog und sie sagte: „Ja“.

„Neun ...“, wiederholte er zum wievielten Mal? „Du hast dein neunjähriges Kind verlassen? Was hat es dir getan?“

„Nichts.“ – Und ihr Mann? Sie begann, Mitleid für diesen Mann zu empfinden, für den sich der Priester so gar nicht interessierte. Hatte sie ihm vielleicht in den vergangenen Beichten verraten, dass ihre Ehe ohne kirchliche Trauung bestand und ihr Mann darum für ihn nicht bestand? Sie

schob das schwarze Netz vom Hutrand, dass es ihr wieder übers Gesicht fiel, und trat aus dem Dämmer des Beichtstuhls hinaus ins kalte Kirchenschiff.

Frei sein!

Und noch einmal von vorn beginnen!

Anton kam ihr entgegengelassen. Er ergriff ihre Hand, während sie noch dabei war, die halbhohen Stiefel loszuwerden. Er war ganz aufgeregt. „Mama! Ich muss dir etwas zeigen.“ Er zog sie in sein Zimmer. Ein Kran stand da, aus seinem Metallbaukasten gebaut. Er reichte Anton bis zur Nase.

„Ganz toll!“, sagte sie, was man so sagt, wenn das Kind darauf wartet. „Oh! Da hängt ja Schokolade am Haken.“

„Zwei. Eine für dich und eine für mich.“

Sie strich ihm über den Kopf. „Du bist lieb. Wo ist Papa?“

„Einkaufen. Er kocht doch heute Abend.“

„Oh je! Da müssen wir schnell die Schokolade essen, damit wir heute Abend Hunger haben.“

Sie lachten und blickten sich verschwörerisch in die Augen. Sie wussten, wie das war, wenn Papa kochte.